

Malin Bode

Demokratieverständnis und Entscheidungsfindung von Frauen*

Demokratieverständnis von Frauen und Entscheidungsfindung von Frauen – Worum geht es dabei?

Es geht mir um die Betrachtung unseres Verhältnisses zu den demokratischen Prinzipien, der Untersuchung, wozu sie eigentlich taugen und warum wir damit umgehen – einerseits – und – andererseits – im 2. Teil um die Frage, welche eigenen Vorstellungen von gesellschaftlichen Regelungsprinzipien wir haben, außerdem darum, inwieweit Regelungsprinzipien für uns dazu dienen können, einen eigenen Gesellschaftsentwurf uns vorzustellen und anzustreben, und schließlich darum, inwieweit unsere eigenen Regelungsprinzipien dazu dienen können, einen feministischen Gesellschaftsentwurf uns vorzustellen und anzustreben.

Blick auf die Demokratie

Wie komme ich dazu, mich mit unserem Demokratieverständnis zu befassen?

Es fehlt, denke ich, unbestreitbar an einem feministischen Gesellschaftsentwurf. Wir waren und sind nach wie vor mit der Kritik der tatsächlich bestehenden Gesellschaft und der auch sonst noch bereits existierenden Gesellschaftsentwürfe beschäftigt. Vielen von uns ist die Ablehnung jeglicher Normsetzung als Ergebnis der Diskussionen der 60er und 70er Jahre noch sehr vertraut. So waren wir mit dem Beklagen unserer Diskriminierungen im Verhältnis zu Männern sehr beschäftigt und sind es allenthalben immer noch. Das Herantasten an feministische Utopien erfolgt verhalten und letztlich prozeßhaft durch ein Geflecht von Erfahrungen, die wir untereinander machen und Entscheidungen, die wir treffen.

I. Auch wenn es so scheint, so kommen wir weder in der praktischen, frauenpolitischen Auseinandersetzung noch im Rechtsalltag ohne den Hintergrund eines anderen anzustrebenden Gesellschaftsentwurfs aus. Bewußt oder unbewußt bemühen wir zur Beurteilung von Fragen aller Art, aber insbesondere von Konflikten und Interessensunterschieden, Maßstäbe, die wir anwenden. Da andere gesellschaftliche Gegenentwürfe, z.B. sozialistische, anarchistische, christliche oder allgemein religiöse keine Spannkraft

mehr entfalten, bleibt als einziges, letztlich doch positiv besetztes Gesellschaftsbild das der Demokratie – gern in der adjektivischen Form „demokratisch“ benutzt und mit Zusätzen versehen wie „radikal“ demokratisch oder „basis“ demokratisch. Auch in der Negativabgrenzung, irgendein Verhalten als „undemokratisch“ zu apostrophieren, führt die Demokratie in unseren Kreisen ein flottes Untergrundleben.

Die Demokratie erfährt in der Frauenbewegung, sozusagen durch die Hintertür, eine Aufwertung, ohne daß etwa eine entwickelte Demokratiedebatte aus Frauensicht breite Teile der Frauenbewegung erfaßt hätte. Weder die Tatsache, daß sich die klassische Demokratie Griechenlands auf eine Sklavengesellschaft gründete und die Volksherrschaft sich als die Herrschaft einer Minderheit männlicher, freier Athener Bürger darstellte, noch der Umstand, daß die sogenannten modernen Demokratien der Neuzeit darauf aufbauten, die Sklaven in den Kolonien statt zu Hause zu halten und im Zuge der Aufklärung aus uns – zu Hause – Hausfrauen und natürlich das „schwache Geschlecht“ zu machen, ändert etwas an dem scheinbar doch schönen Klang des Begriffs Demokratie. Die Demokratie präsentiert sich uns als Gesellschaftsform, die, z.B. im Gegensatz zum Feudalismus, ganz ohne die sichtbare Existenz von Frauen auskommt und auch tatsächlich ausgekommen ist. Dennoch hat die Demokratie diesen verheißungsvollen Klang. Der Begriff wird allgemein – auch unter uns Frauen – im Gegensatz zu totalitären Regimen aller Art verwandt.

Demokratische Verhältnisse werden in Lateinamerika, in Algerien, in Birma wie in Südafrika, in Rußland wie in China auch hier in Deutschland bzw. in Europa von Frauen in der Hoffnung auf

- mehr Gerechtigkeit
- größere Freiheit
- ein besseres Leben gefordert.

Mit demokratischen Verhältnissen werden

- Meinungsfreiheit
- Wahlen
- Meinungsbildung durch Mehrheitsentscheid
- Freiheit der einzelnen Person
- Gleichheit
- Volksherrschaft
- Rechtsstaatlichkeit gemeint.

II. Doch wie halten wir es wirklich mit diesen demokratischen Prinzipien?

Mit der Volksherrschaft – also „Alle Macht geht vom Volke aus“ – haben wir keine guten Erfahrungen gemacht. Wir haben gelernt, daß *wir* mit dem Volk,

* Vortrag, gehalten auf dem 21. Feministischen Juristinnentag in Passau, 31.3. bis 2.4.1995

Die Erkenntnisse, die hier von mir vorgetragen werden, sind ganz wesentlich auf die Diskussion in der Arbeitsgruppe Rechtstheorie des Feministischen Rechtsinstituts zurückzuführen.

das herrschen soll, nicht gemeint sind und wir der Macht des Volkes, wie wir sie kennengelernt haben, daher skeptisch gegenüber stehen.

„Die Mehrheit entscheidet“, wie wir wissen, *nicht*, denn wir sind die Mehrheit und entscheiden eben garantiert nicht in dieser Gesellschaft.

„Die Garantie der Freiheit der individuellen Person“ gilt für uns nicht. Wir können jeden Tag die Zeitung aufschlagen, und es springen uns jedenfalls drei Meldungen ins Auge die besagen, daß eine Frau von ihrem Mann umgebracht/ermordet worden ist – nur, daß es uns als Familientragödie präsentiert wird.

Wie wir wissen, ist die „Meinung nicht frei“, denn unsere Meinung findet kaum Gehör, und schlimmstenfalls enden Frauen mit ihrer frei geäußerten Meinung als Opfer einer Familientragödie.

Das allgemeine „Wahlrecht“ beschert uns bestenfalls die Wahl zwischen diversen Übeln.

Die „Gleichheit für alle“, die wir kennen, hat sich längst als eine Gleichheit dargestellt, die Ungleiches gleich behandelt, damit es ungleich bleibt.

Schließlich existiert noch das Postulat, daß wenigstens vor dem Gesetz alle gleich sind. Doch dafür hat es schon 21 Feministische Juristinnentage gegeben, damit wir längst gelernt haben, daß Recht und Gesetz ein Geschlecht haben. Das wäre noch kein so großes Problem – aber sie haben nicht das unsrige!

Die Demokratie in ihrer realen Form hat uns wenig zu bieten. Eigentlich wissen wir das schon. Was ist es, was uns dennoch nicht losläßt? Es scheinen die Ideale zu sein.

— Die Hoffnung auf Freiheit von Unterdrückung.

- Das Ideal von „Alle Menschen sind gleich“.
- Das Streben nach Gerechtigkeit.

Was haben diese Ideale aus dem Hause der Demokratie mit uns zu tun?

Die Idee der Gleichheit prägt den Anfang der neuen Frauenbewegung. Die Erkenntnis, daß wir in unserer Position als wegen unseres Geschlechts Unterdrückte alle gleich sind, war eine, wenn nicht *die* Motivation für den Beginn der neuen Frauenbewegung. Gerade wegen dieser Erkenntnis erlaube ich mir heute noch, nach wie vor „wir“ zu sagen. Die Idee der Gleichheit und damit verbunden auch der Begriff der Schwesterlichkeit bleibt auch nach vielen Diskussionen über alle Sorten von Unterschieden, die zwischen Frauen denkbar sind, hinweg bestehen.

Doch die Erfahrung der Gleichheit in der Unterdrückung im Unrecht reicht nicht weit. Das Bewußtsein von Unterschieden kam! Frauen nahmen und nehmen an der Machtausübung in der Gesellschaft teil – die Frauenbewegung hat insoweit auch ihre Wirkung gezeigt. Auf der anderen Seite schwand die Euphorie des Anfangs, die guten Gefühle des gemeinsamen Aufbruchs. Die Frauenbewegung wird älter und breiter – was ein Glück – aber damit tauchen auch neue, weitere Unterschiede, die zu den mannigfaltig schon vorhandenen und erkannten hinzutreten, auf. Es gibt Alte und Junge, Arme und Reiche, Schwarze und Weiße in der Frauenbewegung, ohne daß es für diese Unterschiede unter uns eine kulturelle Umsetzung gäbe.

Eine kulturelle Umsetzung bedeutete, ein von uns allen so empfundenes *gerechtes* Verhältnis zueinander zu haben und dementsprechend zu leben. Versuche, in diese Richtung zu gehen, hat es in der Vergangenheit gegeben, Versuche, eigene Gerechtigkeitsvorstellungen zu entwickeln: Wir wollten, daß Lösungen für die genealogischen Unterschiede unter Frauen der Frauenbewegung gefunden werden und gleichzeitig dabei der affektiven Nähe unseres Geschlechts zum generativen Verhalten Rechnung getragen werden sollte.

So hat es praktisch und theoretisch verschiedene Ansätze gegeben, diesen Bedürfnissen nachzukommen. Wir kennen die italienische Diskussion des „Affidamento“, der „symbolischen Ordnung der Mutter“. Die meisten kennen auch den einen oder anderen krampfhaften Versuch, in Frauenprojekten genealogische Riten einzuführen. Doch hier meldeten sich alsbald die Wahrerinnen der Gleichheit zu Wort. Sie befürchteten, bei der bewußten Respektierung von Unterschieden einen Verstoß gegen eben diese grundlegenden Gleichheitsprinzipien unter Frauen zu sehen und wähten in der Beachtung von genealogischen Differenzen legitimierte Hierarchieentwicklungen und gerade keine Gerechtigkeit.

Anders verliehen und verlaufen die Entwicklungen, wenn es darum geht – und gegangen ist, die Unterdrückungsverhältnisse unter Frauen zu überwinden, also Unterschiede einzuebnen, die aus den vorhandenen gesellschaftlichen Bedingungen herrühren. Kollektives Leben und Arbeiten, eine Form praktischer Gleichheit, ist rettungslos altmodisch geworden. Die Forderung nach einem Einheitslohn im Frauenprojekt hat etwas Antiquiertes, und die Vorstellung, in Frauenlebenszusammenhängen aufeinander Rücksicht nehmen zu müssen und sich mit den konkret unterschiedlichen Lebensarten auseinanderzusetzen, erweckt heutzutage eher Gruseln als Aufmunterung.

Hier wird gern an den Unterschieden festgehalten, den Überwindungsbemühungen werden gerade die Notwendigkeit, Unterschiede akzeptieren zu sollen, entgegengehalten. An dieser Stelle, an der es gilt zu teilen für ein gemeinsames, besseres Leben, ist die Gleichheitsforderung seltsam suspekt. Das blanke Ideal der Gerechtigkeit hat hier keine Wirkung mehr, vielmehr wird die Beachtung der individuellen Freiheit in solchen Konflikten immer bedeutsamer.

Es macht sich die Vorstellung breit, daß Verwirklichung von Gerechtigkeitsideen unter uns nur zum individuellen Verzicht – und wir haben ja lange genug verzichtet – und zur Ausbeutung unserer Gutmütigkeit durch andere Frauen führt. Die Glücksvorstellungen sind individuell und werden mit einem hohen Maß von Freiheit, wie wir sie in dieser Gesellschaft von Männern tausendfach vorgelebt bekommen, assoziiert.

Ähnlich, wenn auch verschränkt mit einem überformten Barmherzigkeitsethos, verhält es sich bei Versuchen, Unterdrückungsverhältnisse unter uns im Hinblick auf die Hautfarbe zu überwinden. Internationalistische Projekte gehören weitgehend der Vergangenheit an. Aus der Anti-Rassismus Debatte der letzten Jahre ist eher eine Beklommenheit im Umgang miteinander geblieben.

Die Frauen verschiedener Hautfarbe und Herkunft haben sich voneinander zurückgezogen. Das bedeutet, es findet kaum noch Umgang miteinander statt, erst recht wenig gemeinsames Arbeiten und Leben. Wir werden uns auf diesem Wege fremder, die Unterschiede werden größer und schmerzlicher empfunden. Auch hier bevorzugen wir es, alles beim Alten zu lassen und gelegentlich herzergreifende und selbstbeichtigende Erklärungen abzugeben. Praktische Versuche, die Idee der Gerechtigkeit umzusetzen, sind immer seltener. Das Fazit für unsere Gleichheitsvorstellungen ist auch hier eher ein Verlangen nach Freiheit im entscheidenden Moment. Im Konfliktfall ist die individuelle Freiheit – anscheinend – wertvoller. Uns so zu verhalten, können wir uns begrenzt inzwischen leisten. Wir haben es unterdes-

sen nämlich erreicht, ein bißchen von der von mir so bezeichneten „Marlboro-Freiheit“ zu schnuppern.

Was ist aus unseren Idealen geworden und was haben sie mit Demokratie zu tun?

Die Frauenbewegung hat Eingang in die bestehende Gesellschaft gefunden. Heute bezeichnen sich, ohne rot zu werden, die Bundestags- und die Bundesverfassungsgerichtspräsidentin als Feministinnen. Frauen aus der Frauenbewegung konnten auf der anderen Seite auch Gastspiele als Feministinnen abgeben, können staatstragende Positionen „einnehmen“ – naheliegender Weise um den Preis der Anpassung.

Die Professionalisierung der Frauenbewegung schreitet fort, und so werden aus Idealen der Frauenbewegung die der herrschenden Gesellschaft. Aus dem Kampf für Freiheit von der patriarchalen Unterdrückung wird die tatsächliche Teilhabe an der real zu habenden Marlboro-Freiheit auf Kosten anderer. Aus dem grundlegenden Gleichheitsverständnis unter Frauen wird die Gleichheit beim Verlieren, aber nicht beim Gewinnen oder Behalten, es wird Ungleiches, wie in der übrigen Gesellschaft, gleich behandelt – Leistung muß sich schließlich lohnen – damit es ungleich bleibt. Aus dem Streben nach Gerechtigkeit, ein Verhältnis untereinander zu finden, das gerade Spaltungen des Patriarchats unter uns zu überwinden sucht, Unterdrückungsstrukturen unter uns entgegenwirkt, wird das fürsorgliche Verwalten akzeptierter, aber natürlich beklagter sozialer Mißstände, und die Gerechtigkeit wird bestenfalls noch da bemüht, wo zum individuellen Vorteil Ansprüche formuliert werden.

Das vorläufige Ergebnis bedeutet realistischerweise: Es gibt unter uns die Tendenz zum Festhalten an der Macht, die wir Frauen *nicht* als Frauen haben, sondern als Teil einer reichen Gesellschaft des Nordens. So erklärt sich auch die Attraktion der Demokratie als Wertmaßstab des Handelns, da die Demokratie Verheißung der Partizipation an der Macht bedeutet, allerdings zu der Bedingung, zum Kreis der Unterdrücker zu gehören.

Wie werden Entscheidungen gefunden

I. Zu diesem Kreis der Unterdrücker gehören wir jedoch nie vollkommen, so sehr sich Frauen auch bemühen, männliche Verhaltensmuster anzunehmen und deren Wertmaßstäbe zu verinnerlichen; auch wenn die Transsexualität heute ausgesprochen modern geworden ist.

Also haben wir Glück und Gelegenheit, uns doch eigenen Regelungsvorstellungen zuwenden zu müssen. Wir tun uns damit schwer, und doch schimmert es immer wieder hoffnungsfroh durch, wenn es darum geht, unter uns Regeln zu finden, uns gegenseitig ernst zu nehmen, die jeweils andere zu respektieren

und von uns definierte kulturelle Formen von generativen Prinzipien zu schaffen.

Es existiert nach wie vor das Bewußtsein der Unterdrückung wegen unseres Geschlechts als Frauen. Es existiert weiter das Verlangen nach Freiheit von dieser Unterdrückung, jedoch auch verbunden mit der Verantwortung für das eigene Handeln. Es existiert ebenso immer noch ein Verlangen nach Gerechtigkeit, die versucht, gerade durch unterschiedliche Bedingungen für die verschiedenen Frauen eine *ideelle* Gleichheit herzustellen. Es existiert durchaus auch eine Erkenntnis, daß ein besseres Leben für uns nicht eine individuelle Angelegenheit sein kann. So finden wir auch in unseren eigenen Strukturen Hinweise zur Normgestaltung und Entscheidungsfindung, die Mosaiksteine für einen feministischen Gesellschaftsentwurf sein könnten.

Blicken wir also auf unsere eigenen Frauengruppen und deren Entscheidungsstrukturen.

II. Wie entwickeln sich Regeln unter uns, d.h. auch, welche Maßstäbe für Entscheidungen bilden sich?

Bei der Frage, wie Normen unter Frauen entstehen, tauchen bereits Ungewöhnlichkeiten auf. Frauen scheuen untereinander die offene Normsetzung. Funktionierende Frauengruppen – und auf die beziehe ich mich zunächst einmal – stellen, offen ausgesprochen, untereinander höchst selten Normen auf. Tun sie dies dennoch, werden die Normen nicht beachtet, oder jedenfalls modifiziert, sie spielen kaum eine Rolle. Es existiert jedoch dennoch ein Normgefüge, allerdings *informell*. Um es hier zuzuspitzen:

Je informeller die Norm, desto wirkungsvoller ist sie. Informell heißt dabei, es existieren unausgesprochene Regeln für das Verhalten unter uns. Die Verhaltensregeln sind häufig sehr kompliziert und verlangen von der Einzelnen, die neu hinzukommt, sich in ein soziales Geflecht einzufügen. Und die Einzelne kommt immer hinzu, da selbst bei Gründung einer Frauengruppe schon stets zwei bis drei Freundinnen oder Kolleginnen vorher da sind, die den Anfang des sozialen Geflechts bereits gewebt haben.

Inhalt dieser Verhaltensregeln ist:

- die Beachtung des Bezugs zum konkreten Leben
- insbesondere die Berücksichtigung der persönlichen Lebensumstände der Einzelnen
- und wiederum besonders ihre Eingebundenheit in soziale Beziehungen.

Ich vermute, ich erzähle damit nichts Neues, alle von uns kennen diese Strukturen. Terminbestimmungen oder Termineinhaltungen richten sich nach den vielen sozialen Verpflichtungen der beteiligten Frauen. Das Wissen um eine verpatzte Prüfung, Liebeskummer oder Ärger mit dem Vermieter führt selbstverständlich zur Nachsicht mit unserer schlecht gelaun-

ten Freundin oder Kollegin. Die Verhaltensregeln bilden sich – auch bei einem thematischen Grund des Zusammenhangs – an den beteiligten Frauenpersönlichkeiten aus.

Dies geschieht in der allmählichen Herausbildung von „Zuständigkeiten“, „Verantwortlichkeiten“, ohne daß sich in der Regel eine darum reißt. Es ergeben sich vor allem soziale Kompetenzverteilungen, etwa beim Eingreifen in Konflikte, oder im Dafürsorgen, daß möglichst alle Interessen beachtet werden. Wir leben nicht außerhalb dieser patriarchalen Gesellschaft, so daß realistischerweise auch herkömmliche Abhängigkeiten, Stärken und Schwächen, Machtvorteile in diese Standortverteilung mit eingehen. Maßstab für die Verhaltensregeln ist dennoch die Gleichheit der Frauen in der Gruppe. Bei dieser Gleichheit der Frauen untereinander handelt es sich um eine *ideelle Gleichheit*.

Ideelle Gleichheit, was meine ich damit?

Eine an der Geschlechtsidentität orientierte Gleichheit, die den Respekt vor der Frauenwürde beinhaltet, also den Respekt vor dem, was uns verbindet, über alle Arten und Abhängigkeiten und Unterschieden hinweg. Die uns wohl innewohnende Vorstellung, untereinander in unserem Geschlecht als Frau, also in unserer Kompetenz der Gebärfähigkeit, gleich zu sein, wirkt fort, jenseits der Tatsache, ob wir unsere geschlechtlichen Möglichkeiten verwirklichen wollen oder können, wie wir unser Leben führen und welchen persönlichen Identitätsideen wir anhaften.

So existiert die Verbundenheit mit anderen Frauen im Sinne einer grundlegenden Gleichheit und zugleich einem Selbstbewußtsein aufgrund dieses Umstandes. Diese Gleichheit im ideellen Sinne verlangt unter den beteiligten Frauen nach einem *qualitativen Gleichgewicht*. Dieses Bemühen um ein qualitatives Gleichgewicht schält sich als das zentrale Leitmotiv für die Normgestaltung von uns heraus.

Die informellen Regeln verlieren sofort an Wert, wenn sie sozusagen „geoutet“ werden, denn das hieße, sie auch zu benennen, wir können von einem „Rumpelstilcheneffekt“ sprechen. Die informellen Verhaltensregeln sind für uns nicht wirklich greifbar. Es fällt uns daher auch schwer, sie zu vermitteln oder sie zu erläutern. Auf die Frage „Wie macht ihr das hier“ o.ä. kommen so auch meist allgemeine Antworten mit bestenfalls organisatorischem Inhalt.

Das Wesentliche des informellen Normengefüges ist, daß es sich als sozialkommunikatives Geflecht darstellt, welches sich flexibel mit dem Hinzukommen oder Ausscheiden einer Frau verändert, neue Momente eingeflochten werden und alte abbröckeln. Es ist ein Hineinfinden, ein Hineintasten nötig, ohne daß bei den Beteiligten darüber ein Bewußtsein besteht. Veränderungen anderer Art, die von außen

herangetragen werden, können genauso flexibel aufgenommen werden. So vollziehen sich im Inhalt und in der Struktur die Verhaltensregeln allmählich, jeweils an die Umstände angepaßt. Die Umstände werden in erster Linie durch die Frauenpersönlichkeiten und ihre Lebensverhältnisse geprägt.

Wann und wie werden die Regeln gebraucht? Wie werden im Konfliktfall Entscheidungen getroffen?

Im Konfliktfall ergreifen jenseits der Inhalte erstmal andere der Gruppe Partei für die Schwächere. Diese Parteinahme kann viele Gründe haben, keinesfalls nur altruistische. Die Parteinahme erfolgt vor dem Hintergrund, das Gleichgewicht zwischen den Frauen zu halten. Wenn das nicht hilft, sprechen eine oder zwei Frauen mit derjenigen, die sich als die Gekränkte darstellt und versuchen, ihre Ideen, Vorstellungen, Verhaltensweisen zu verstehen und Gründe in ihrem Lebensumfeld zu erforschen, um damit dann bei der anderen Konfliktpartei Verständnis abzugewinnen. Dies geschieht, wie oben dargelegt, vor dem Hintergrund der verschiedenen „Zuständigkeiten“ und „Verantwortlichkeiten“, ohne daß dieses ausgesprochen würde.

Ziel des Prozesses ist auf jeden Fall, einen *qualitativen Kompromiß* zu erreichen, der auch die Gemeinsamkeit betont. Um zu einem Frieden zu kommen, werden alle möglichen Kompromißvorschläge erdacht, wobei die Inhalte ehrlicherweise nicht immer die Rolle spielen, die nach außen vorgegeben werden. Wenn dies gelingt, wird es regelmäßig eine Stärkung des Zusammenhalts bedeuten, wenn dies nicht gelingt, steht die Existenz des Zusammenhangs unmittelbar auf dem Spiel. Beim Normgebrauch steht damit die Flexibilität im Vordergrund, die Einbeziehung der einzelnen Frauenpersönlichkeiten in eine Lösung. Für Prinzipielles ist da oft nicht viel Raum. So mag auch der Eindruck entstehen, daß Frauen keine klaren Entscheidungen treffen.

Wie werden Regeln von uns geändert?

Diese ganze Normgestaltung hat als wesentliches Element das *Prozeßhafte*, am konkreten Leben ausgerichtet, im Gegensatz zum Prinzipiellen. Die informellen Verhaltenskodici sind selten starr, und so ergeben sich Veränderungen auch nicht über den Streit an prinzipiellen Fragen mit anschließendem Bruch, sondern es erfolgt eine Umgestaltung und Veränderung des schon so bezeichneten sozialkommunikativen Geflechtes.

Bei der Beobachtung von unseren Verhaltensweisen habe ich mich gefragt, ob dies eine neue oder eine alte Erscheinung ist und mit entsprechenden Verhaltensweisen von Frauen in ganz anderen Lebensumständen beschäftigt. So fand ich Hinweise u.a. bei

spielsweise bei der Beschreibung der Normstrukturen in Juchitán in Mexiko:

„... in Juchitán herrscht das Diesseits, gilt der Augenblick, man lebt die Gegenwart in ganz anderer Weise als bei uns. ... Dieser Haltung entspricht, daß es in Juchitán keine rigide Norm gibt, kein abstraktes Regelwerk, welches das richtige und gute Tun definiert, das allein Erlösung, Gratifikation oder Entwicklung garantieren könnte. Die wichtigste Instanz für das richtige und falsche Verhalten ist die öffentliche Meinung, die man fürchtet. ... Allerdings hat diese öffentliche Meinung ihrerseits den Vorteil, daß sie sich nicht an starren Normen orientiert, sondern den realen, vielfältigen Verhältnissen entsprechend, selbst flexibel ist. Man spricht ständig übereinander, aber auch miteinander, deshalb kann man Verständnis für die spezielle Situation des anderen aufbringen. Nicht zuletzt dieser Umgang mit den Normen verpflichtet die Menschen aufeinander und verstärkt den gemeinschaftlichen Charakter.“ (Veronika Bennholt-Thomsen, Muxe's, das dritte Geschlecht, in: Juchitán – Stadt der Frauen, S. 207)

Was läßt sich nun aus dieser informellen Normgestaltung zusammenfassend schließen:

- Die Verhaltensregeln entwickeln sich an den konkreten Frauenpersönlichkeiten entlang unter Beachtung der jeweiligen Einbindung in ihr unmittelbares Leben.
- In informellen Strukturen suchen wir bei anderen Frauen zunächst das Verbindende, nicht etwa die Individualinteressen mit der „Option“ des Interessengegensatzes.
- Im Konfliktfall wird dieser Wert unter Beachtung von Unterschieden zwischen den Frauen und ihren „Verantwortlichkeiten“ weitergeführt, auf der Suche nach qualitativen Kompromissen.
- Maßstab für die Herstellung eines solchen Kompromisses ist ein inhaltliches Gleichgewicht und die jeweilige Neu-Gewichtung der Bindungen untereinander.
- Die Normveränderungen geschehen an den konkreten Lebenssituationen der einzelnen Frauenpersönlichkeiten entlang prozeßhaft.

Beiträge zur Vorüberlegung für Regeln im feministischen Gesellschaftsentwurf

Übertragen auf größere Zusammenhänge bedeutet dies:

1. Wir wählen nicht.

Es gibt unter uns wenig Neigung zur Delegation, hingegen einen Drang zu überschaubaren Zusammenhängen, in die jede sich einmischen kann und in denen Entscheidungen von den jeweils konkret anwesenden Frauen getroffen werden.

2. Statt Mehrheitsentscheid Tendenz zum Konsensprinzip.

Unter uns entscheidet nicht die Mehrheit, sondern es wird zunächst ein möglichst breiter Kompromiß gesucht. Das Konsensprinzip steht im Vordergrund, jedoch mit der Notwendigkeit für alle, ihre Interessen nicht als starr aufzufassen, sondern sie auch in anderen flexiblen Lösungen wiederfinden zu können.

3. Keine formelle, sondern ideelle Gleichheit.

Wir haben Vorstellungen von ideeller Gleichheit, die nicht allein auftritt, sondern im Verbund mit Gerechtigkeitsgedanken im Sinne von „einen Ausgleich zu schaffen“.

4. Die Idee, daß es eine Freiheit mit sozialer Verbindlichkeit gibt.

Unsere Freiheitsvorstellungen gehören sicher zu den schwierigsten, da die Freiheit für uns ein sehr teures Gut ist und derzeit im Konfliktfall das individuelle Freiheitsgefühl oft den Ausschlag gibt, andererseits haben wir dennoch eine Ahnung davon, daß zur Freiheit ein Gleichgewicht, welches aus menschlichen Bindungen und aus Verantwortlichkeit besteht, geschaffen werden muß.

Die Verbindung all dieser und noch weiterer, hier noch nicht diskutierter Elemente bleibt noch unklar. Ein schwieriges Kapitel ist dabei sicher, unsere mythischen transzendentalen Bedürfnisse zu befriedigen.

Hier soll nur ein Anfang gemacht werden, uns aus der Mystifikation der Demokratie zu verabschieden und uns zu eigenen Gesellschaftsentwürfen auf den Weg zu machen.

Literatur

Chandra Talpade Mohanty: Aus westlicher Sicht: Feministische Theorie und koloniale Diskurse, in: Beiträge Nr. 23, Köln 1988, S. 149 ff.

Diess.: Blick zurück im Zorn, Dokumentation des Kongresses: „Frauen gegen Nationalismus-Rassismus/Antisemitismus-Sexismus, 16.-18.11.1990 in Köln.

v. Werlhof, Claudia: Männliche Natur und Künstliches Geschlecht, Wien 1991.

Liberia delle donne de Milano: Wie weibliche Freiheit entsteht, Berlin 1988.

Muraro, Luisa: Die symbolische Ordnung der Mutter, Frankfurt am Main/New York 1993.

Cavarero, Adriana: Die Perspektive der Geschlechtsdifferenz, in: Gerhard/Jansen/Maihofer/Schmid/Schultz, Differenz und Gleichheit, Frankfurt am Main 1990, S. 95 ff.

Koppert, Claudia (Hrsg.): Glück, Alltag und Desaster, Berlin 1993.

Pintasilgo, Maria de Lourdes: Gleichheit – Identität. Frauenrecht auf dem Hintergrund der europäischen Angleichung, in: STREIT 1994, S. 51 ff.

Bode, Malin: Normgestaltung und Demokratieverständnis, in: Floßmann, Ursula, Feministische Jurisprudenz, Linz 1995, S. 33 ff.

Bennholt-Thomsen, Veronika (Hrsg.): Juchitán – Stadt der Frauen, Reinbek 1994.

Hellum, Anne: Kontinuität und Verbundenheit – Werte aus der Frauenperspektive, Recht und Reproduktionstechnologie, in: STREIT 1989, S. 93 ff.

Bernhard-Filli, Heidi, Günter, Andrea, Joachimsen, Maren, Knobloch, Ulrike, Praetorius, Ina, Schmuckli, Lisa, Vock, Ursula: Weibervirtschaft, Luzern 1994.

Diess.: Von Klassen und Kassen, Irsinn Nr. 9, Bochum 1994.

Agarwal, Bina: We want arable land, Interview, in: Lolapress 3/1995, S. 15 f.